

Edy Riesen

## Mit Kinderaugen

**Wie erleben Ärztekinder ihren Vater? Was bleibt von einer Kindheit in einem Hausärztehaushalt? PrimaryCare hat nachgefragt und von Kindern und Ex-Kindern Antworten erhalten. Die Namen der Schreibenden sind – natürlich – der Redaktion bekannt, bleiben aber anonym.**

### Ein Leben als «Doktor-Sohn»

*Aspirin, Panadol, Optifen, Spiralgin, Tramundin, Resyl Plus, Novalgin, Ponstan, Augmentin, Baktrim, Pethidin, Valium, Temesta. Von der Kopfwehtablette bis zum starken Schmerzmittel. Eine Arztpraxis ist ein Schlaraffenland für Medikamentenabhängige.*

Doch was hat das jetzt mit mir zu tun, werden sie sich jetzt sicher fragen. Nun gut, als Sohn eines Hausarztes genießt man durchaus gewisse Privilegien. So kommt man nicht nur einfacher an rezeptpflichtige Medikamente, man kriegt sie auch noch kostenlos. Klar, mein Vater zahlt den Einkaufspreis, aber davon bekomme ich ja nichts mit. Und wie oft war ich schon froh, die Praxis im eigenen Haus zu haben. Als mein Bruder und ich uns beide in einem Zeitraum von sage und schreibe fünf Minuten den Arm gebrochen haben, hatten wir es nicht weit zum besten Arzt in Bubendorf.

Hausbesuche kosten auch nur wenig Wegzuschlag, vielleicht eine oder zwei Umarmungen. Doch eine Praxis im Eigenheim zu haben, bringt logischerweise auch Nachteile mit sich. So schrecken seine treuesten Patienten auch nicht davor zurück, von Zeit zu Zeit aufs private Telefon anzurufen. Schliesslich muss er ja nicht weit. So kam es durchaus vor, dass ich – in meinen jungen Jahren als Frau Dr. Suter angesprochen – nach meiner Pubertät dann vermehrt mit deren Sorgen konfrontiert wurde, bis ich sie zu unterbrechen wagte: «Äh,

ich bin nur der Sohn!» Ebenfalls ein grosser Nachteil ist es, wenn man, wie mein Vater, ein «Workaholic» ist: «Ich schreib nur noch rasch eine E-Mail», sagt er zu meiner Mutter, wenn sie vom Konzert heimkommen. Es gibt hunderte von Gründen, in der Praxis zu verweilen. So viele Dinge, die noch erledigt werden müssen. Und alles auf den letzten Drücker, wie auch ich es jeweils handhabe.

Auch wenn ich es mir mehr als andere erlauben kann, krank zu sein, bin ich erstaunlicher- wie auch glücklicherweise doch sehr selten wirklich auf ärztlichen Beistand angewiesen. Und wenn ich es doch mal bin, dann kann ich auf meinen Papi zählen – meistens zumindest. Denn seine ärztliche Routine verleitet ihn auch manchmal – aber wirklich nur manchmal – dazu, meine kleineren Wehwehchen zu verharmlosen. Worauf er sich immer wieder mal anhören musste, er solle mich gründlicher untersuchen. Seine Grunddiagnose lautete nämlich sehr oft: Wachstumsbeschwerden.

Dann gibt's da noch ein Vorurteil, mit dem ich immer wieder mal zu kämpfen hatte. Arzt = viel Geld = Bonze. Also war ich ein Bonze. Sind wirklich alle Ärzte reich? Wohl kaum. Aber es stimmt natürlich, dass ein Arzt nicht schlecht verdient. Mein Vater ist auch äusserst spendabel, was ich auch gerne mal ausnützte. So kam ich mein Leben lang in den Genuss verschiedener Privilegien, die vielleicht auch mal als «bonzig» betrachtet werden konnten. Mittlerweile bestreite ich gar

---

Seine ärztliche Routine verleitet ihn auch manchmal – aber wirklich nur manchmal – dazu, meine kleineren Wehwehchen zu verharmlosen: «Wachstumsbeschwerden»

---

### Töchter und Söhne von Hausärzten über ihre Väter

Die Anfrage an einige Kollegen, ob ihre Töchter und Söhne etwas schreiben würden, erbrachte eine Reihe von Texten, die von Vätern erzählen, die zwar viel arbeiteten, aber auch sehr präsent waren als Berufsleute und deren Arbeit sichtbar war. Die Welt des Hausarztes ist die eines Kleinunternehmens, der sich mit der «kostbaren Ware» Mensch ausein-andersetzen muss. Für viele Arztfamilien ist oder war der Beruf kein Mysterium, sondern tagtägliche Realität. Die Generation der in den 1980-er und 90-er Jahren etablierten Hausärzte wollte vor allem normale Menschen sein. Daher waren sie auch für Kinder «gewöhnliche» Väter und werden als solche beurteilt. Der Hausarzt wird also in der Familie entmystifiziert. Man kennt ihn mit all seinen Schwächen und kann diese akzeptieren, wenn er nur gewillt ist, Vater zu sein.

Ganz klar gibt es auch genug Arztfamilien, die gescheitert sind und wo der Beruf dann hinhalten musste als Grund für das Ver-

sagen. Ich habe eine solche Ausrede nie ernst nehmen können, obwohl ich es menschlich finde, eine Erklärung zu suchen. Ob ein Vater Unternehmer, Pfarrer, Lokomotivführer, Bankangestellter oder Bauer ist, ist absolut zweitrangig.

Mit grosser Genugtuung stelle ich fest, dass ich immer wieder junge Kolleginnen und Kollegen treffe, die ihre Aufgabe als Eltern in die Karriereplanung mit einbeziehen. Überlegter, planender, besser organisiert, als wir es machten. Ein klein bisschen von unserer Unverschämtheit und unserem fast naiven Optimismus möchte ich ihnen trotzdem wünschen. Und schliesslich bedanke ich mich zusammen mit einer ganzen Generation von Freunden kollektiv bei unseren Partnerinnen und Partnern, die uns ein Familien-leben überhaupt erst ermöglicht und uns durch dick und dünn die Stange gehalten haben.

Edy Riesen, Redaktor PrimaryCare

nichts mehr. Auf einen Kommentar wie «Ah, dein Vater ist Arzt? Dann seid ihr sicher reich», antworte ich nur noch trocken: «Ja, klar!» Ob das nun stimmt oder nicht, sei mal dahingestellt.

Wie ist das Leben also als Doktor-Sohn? Die Frage ist wohl nicht abschliessend zu beantworten. Wäre mein Vater ein anderer Mensch,

wenn er Opernsänger geworden wäre? Und was, wenn er Maurer geworden wäre? Oder Polizist? Mein Vater wäre trotzdem mein Vater. Und das ist wohl die Hauptsache. Also Papi, wenn du doch noch nach deiner Pensionierung in Rom Kunst und Literatur studieren möchtest, hast du meinen Segen.

### Papa Hausarzt

Ich war noch ziemlich klein, ging gerade in den «Chindsgji», als mein Vater seine Landarztpraxis eröffnete. Viel Zeit habe ich damals da verbracht, und die damalige Arzthelferin nahm sich – bei nur einer Handvoll Patienten pro Tag in den Anfangszeiten – viel Zeit für mich. Sie liess mich Leukozyten zählen, Blut- und Haarproben unter dem Mikroskop betrachten, und gelegentlich half ich ihr beim Begrüssen der Patienten.

Verständlich, dass ich lange den Wunsch hegte, später einmal die Praxis zu übernehmen. Das Mithelfen fand ich so toll, dass ich meiner Mutter damit drohte, ich würde den Weg ins Nachbardorf zu Fuss gehen, sollte sie mich nicht zu Papa in die Praxis fahren.

Und als ich dann selbst Autofahren durfte, verschenkte ich zum Geburtstag auch mal einen Gutschein für den Fahrdienst während eines Notfalldienstes. Einige Erlebnisse sind mir dabei gut in Erinnerung geblieben. Beispielsweise jener Notfalldienst, in dem wir mitten in der Nacht ausrücken mussten, Papa dann aber für einen Einbrecher gehalten und ihm ein Eimer mit eiskaltem Wasser über den Kopf gegossen wurde.

Eine Hausarztpraxis auf dem Land ist ein regelrechtes Familienunternehmen. Und so kam es durchaus vor, dass eines von uns Kindern nach Hause kam: «Papa, ich soll Dir ausrichten, dass der Fuss jetzt

wieder gut ist.» «Von wem denn?» «Weiss ich nicht, aber der Mann kannte mich.» Unvergessen bleiben auch andere «unserer» Patienten. Menschen, die so regelmässig angerufen haben – und zwar stets nach Hause – dass selbst wir Kinder ihnen bei Abwesenheit der Eltern mit guten Ratschlägen zur Seite gestanden haben. Mittlerweile bin ich selbst Mutter geworden und durfte die enge Bindung zwischen Hausarzt und Patient nochmals von einer anderen Seite kennenlernen. Zur Geburt meiner Tochter flatterten Glückwunschkarten und Grüsse mir völlig unbekannter Menschen ins Haus, die mich aber ihrerseits über die lange Verbindung zu meinem Vater schon über viele Jahre begleitet haben.

Nun steht mein Vater bereits vor der Pensionierung und die Tage als Hausarzt sind gezählt. Ich glaube, dass die ganze Familie mit einem lachenden und einem weinenden Auge auf die 25 Jahre «Familienunternehmen» zurückblickt. Auf kurze Nächte, Notfall-Sonntage und «gestörte» Ferien, aber eben auch auf unzählige schöne und unvergessliche Momente.

**Eine Hausarztpraxis auf dem Land ist ein regelrechtes Familienunternehmen.**

### Kinderstimme

#### Ein Gespräch mit N., der am 24. Dezember 8 Jahre alt wird.

**PrimaryCare:** Super dass du für das Ärzteheft mitmachst und ein paar Fragen beantwortest. Dein Papa ist ja Hausarzt. Was denkst du, was macht er den Tag durch so bei der Arbeit?



**N:** Patienten behandeln, manchmal mit Medikamenten und manchmal mit Spritzen. Zu den Leuten gehen, also Besuche machen.

Wärs du später auch gerne Doktor? Nein, ich will Hotelier werden. Früher wollte ich auch Doktor werden, aber jetzt nicht mehr.

Was denkst du, was ist «cool» am Hausarztberuf, und was ist weniger gut?

Cool – da kommt mir nichts in den Sinn ... Weniger gut ist, dass Papa immer zu den anderen gehen muss.

Du warst sicher auch schon beim Kinderarzt. Wie war's dort? Die hatten coole Spiele im Wartezimmer!

Hat dein Papa viel Zeit für dich daheim? So halb.

Wie ist es für dich, wenn Papa Notfalldienst hat – merkst du was davon?

Ja. Das Telefon läutet immer, und dann muss er gehen.

Bald ist Weihnachten. Was wünschst du dir für die Patienten vom Papa?

Dass sie ein bisschen gesünder sind und Papa so bei mir bleiben kann.

Und was wünschst du dir selbst?

Ein ferngesteuertes Auto, einen ferngesteuerten Helikopter, ein ferngesteuertes Boot, und einen iPod.

Möchtest du den Lesern (die meisten sind auch Hausärztinnen und Hausärzte) noch etwas sagen?

Schöne Weihnachten!

Dann danke ich dir herzlich fürs Mitmachen. Bitte.

## Meine Kindheitserinnerungen

*Wenn man als Arztochter aufwächst, sind ein paar Dinge anders. Zum Beispiel war mein erstes Wort nicht «Mama», «Papa» oder «Ball», sondern «Musculus sternocleidomastoideus». Das war nämlich das Lieblingswort meines Vaters und er hat es mir immer vorgesagt.*

Da unsere Praxis gleich neben dem Haus liegt, waren meine Schwester und ich nie alleine. Wenn meine Mutter auch arbeiten musste, sass ich mit meinem Malbuch und Farbstiften neben der Empfangstheke und malte. Das war super, denn so konnte ich immer alle Leute beobachten und vielleicht auch mal beim Blutnehmen zuschauen.

Das schlimmste für mich war, wenn irgendein Turnerabend oder ein Dorffest stattfand. Meine Schwester und ich wollten natürlich dort hingehen, weil dann etwas los war und alle Kinder miteinander spielten. Aber leider kannte das ganze Dorf den Doktor und der Doktor kannte das ganze Dorf. Es war immer das gleiche: wir gingen an das Fest und als wir dort ankamen, stürzten sich alle auf meinen Vater. Wir konnten keine zwei Schritte machen, schon war jemand da, klagte über seine Gebrechen und fragte, was er denn nun tun sollte. Oder er erzählte meinem Vater, wie gut es ihm nach der Behandlung ging. Wenn jemand kam, den meine Mutter, meine Schwester und ich noch nicht kannten, wurden wir immer vorge-

stellt und mussten Hände schütteln. So waren diese Dorffester doch eher ein Spiessrutenlaufen. Manchmal musste Papi auch an Weihnachten arbeiten. An ein Weihnachtsfest kann ich mich noch gut erinnern. Wir hatten die ganze Familie eingeladen und wollten gerade anstossen, als Papis Natel klingelte. Eine total aufgelöste Mutter war daran und sagte, dass ihr Sohn gerade einen Eiswürfel verschluckt habe! Nachdem sie mit ihrem Sohn da und der Eiswürfel im Magen geschmolzen war, konnten wir doch noch anstossen und Weihnachten feiern. Das Natel läutete aber natürlich noch ein paar Mal.

Aber all diese Erlebnisse sind nicht so negativ, wie Sie sie jetzt vielleicht empfinden. Es war immer unterhaltsam mit einem Arzt als Vater. Ich durfte beim Impfen oder Nähen zuschauen oder den Arztkoffer durchsuchen. Für mich ist es nicht mehr vorstellbar, dass mein Papi nicht Arzt ist. Also, ich finde es super! Und siehe da, auch mein Berufswunsch ist es, Ärztin zu werden.

---

**Es war immer das gleiche: wir gingen an das Fest und als wir dort ankamen, stürzten sich alle auf meinen Vater.**

---

## Mein Vater, der Landarzt

Wir vier Kinder sind in einem kleinen Dorf aufgewachsen. Unser Papi war der Dorfarzt, was früher noch eine ähnliche Bedeutung hatte wie Pfarrer oder Gemeindepräsident. Den Spruch, so benimmt sich eine Arztochter doch nicht, habe ich ein paar Mal gehört und recht unbeeindruckt weggesteckt.

Natürlich wusste man, wer mein Vater ist, aber da das Dorf so klein war, kannte ich auch alle Väter meiner Mitschüler, und die wurden generell nach Nettigkeit, und nicht nach beruflichen Erfolgen, von uns Kindern eingestuft. Mein Papi schnitt da nicht schlecht ab, obwohl meine Freunde fanden, dass er zu Hause fluchen konnte wie ein Handwerker (was er ja auch ist).

Unsere Praxis (ja wir haben sie als unsere angesehen), war fünf Minuten von unserem Haus weg. Wir haben jeden Mittag alle zusammen gegessen und im Vergleich zu vielen meiner jetzigen Freunde habe ich meinen Vater sehr häufig (Mittagessen, Abendessen, Zu-Bett-Bringen usw.) gesehen. Das Arztgeschäft und das Familienleben liefen of parallel, und so haben wir den Arztalltag schon sehr früh kennen gelernt, jedes Kind auf eine andere Weise.

Ich war unglaublich neugierig und mein Vater hat mich oft mitgenommen (wahrscheinlich waren es ein paar Mal, aber in meinen Erinnerungen, die immer ein bisschen übertrieben sind, war ich oft dabei). Ich kann mich gut an die Erstkontrolle eines gerade ein Tag alten Babies nach einer Hausgeburt erinnern, oder wie ich helfen durfte, einen Gips aufzuschneiden

(der Patient war ein Schulkollege), oder wie mein Papi mich aus Personalnot zum Zureichen beim Nähen einer Wunde mitgenommen hat und mich permanent daran erinnert hat, dass ich nicht ganz so nah an die Wunde gehen dürfe (ich bin heute Pflegefachfrau auf einer Unfallchirurgie und war schon damals sehr fasziniert von kranken Menschen). Ich empfand die Arbeit als spannend und habe sehr gerne zugesehen, so lange ich nicht selbst Patientin sein musste. Wenn mein Vater mich beispielsweise nähen musste, habe ich wie am Spiess geschrien und ihn verflucht, worauf er etwas amüsiert ins Wartezimmer geschaut hat, um den wartenden Patienten mitzuteilen, dass es sich offensichtlich um einen Notfall handle, bei dem es sich lohne, zu warten. Ich wurde mit hochrotem Kopf, aber genäht, entlassen.

Als Kind ist ein Papi ein Papi, und wenn er nett ist, ist er sowieso ein Held. Ich fand es super zu wissen, wo er arbeitet und was er macht. Das er Arzt ist, war damals gar nicht so wichtig, sondern viel mehr, dass er da war. Und als Hausarzt war er das, und obwohl er oft «eingespannt» war, haben wir ihn viel gesehen und um uns gehabt und das ist es doch, was Kinder sich wünschen.

---

**Als Kind ist ein Papi ein Papi, und wenn er nett ist, ist er sowieso ein Held.**

---